

entgegen, Zentimeter um Zentimeter... Gegen Mittag finden ihn Bauern, hieven den Bewusstlosen aus der metertiefen Grube, schleifen ihn zu ihrem Pferdefuhrwerk, rütteln ihn wach, versorgen ihn mit Wasser und Brot und fahren diesen Menschen, der zusammenhanglos von seinem Vater, vom Vaterland, vom kommenden Krieg und vom Erdöl redet, nach Nauen ins Krankenhaus.

Edwin ist nicht weniger außer Atem, als es Egon Wutzner gewesen sein muss. Ein Schluck Bier hilft, um weiterreden zu können: Egon, kaum wieder bei Kräften, flüchtet aus dem Krankenhaus, Richtung Temnitztal, dorthin, wo Spaten und Spitzhacke noch liegen, sofern sich nicht irgendjemand ihrer bemächtigt hat. Kurz vor Paulinenaue wird er von der Polizei gestellt. Man will ihn in die ärztliche Obhut zurückbringen, aber er widersetzt sich, schlägt auf die Polizisten ein und wird verhaftet. In der Untersuchungshaft verlangt er, den Gauleiter Stürtz zu sprechen, doch der, vom Gericht benachrichtigt, gibt vor, einen Egon Wutzner nicht zu kennen. Im Prozess geht Egon auf die Strafvorwürfe nicht ein, sondern erläutert, dass er nur eines im Sinn gehabt habe: dem Vaterland zu dienen, das große Mengen Erdöl brauche, um einen motorisierten Krieg zu gewinnen.

Am letzten Tag des Prozesses kommt es zur Wiederbegegnung mit drei Frauen aus Beutenberge, die als Zeuginnen geladen sind: Elfriede Schrebnitz, Edelgard Nickel und Lucinde Ihm, die Edelgards Nachbarin ist; Egon kennt sie nur vom Grüßen. Elfriede Schrebnitz kann oder will auch im ehrwürdigen Potsdamer Gerichtssaal nicht auf ihre mürrische Art verzichten: Was sie denn sagen solle. Kenne den Mann ja kaum. War nett und höflich, reicht das? Immerhin, von ihr hat Egon ein schlechteres Zeugnis befürchtet. Edelgard Nickel indes schwärmt unter Tränen, dass sie noch nie einen Menschen erlebt habe, der anständiger gewesen wäre als Egon Wutzner. Sie fällt fast in Ohnmacht bei so viel Lob; Lucinde Ihm muss sie stützen und sagt, dass sie Herrn Wutzner eigentlich nicht kenne, aber das Vaterland müsse dankbar sein für junge Männer, die sich derart aufopfern.

Egon Wutzner wird freigesprochen, Beutenberge allerdings darf er, aus Gründen der Volkssicherheit, nie wieder betreten. Wenige Monate später beginnt der Krieg, und Egon wird eingezogen. Nach Polen muss er, dann weiter nach Russland, wo er von Adolf Hitlers »Weisung Nr. 41« hört: Zunächst soll Stalingrad erobert werden,

danach der Kaukasusraum mit seinen Erdölzentren. Welch immense Bedeutung das schwarze Gold für den Führer hat, wird ihm vollends bewusst, als er von dessen Worten auf einer Oberbefehlshaber-Besprechung hört: »Wenn ich das Öl von Maikop und Grosny nicht bekomme, muss ich diesen Krieg liquidieren.«

Egon ist dermaßen begeistert, dass er nicht im Entferntesten ahnt, dass dieses Vorhaben der Anfang vom Ende ist. Drei Monate später wird es in der Schlacht um Stalingrad im Grunde genommen schon besiegt. Von nun an ist die Wehrmacht auf dem Rückzug, doch Egon glaubt an eine Wende zum Sieg, mit sprudelnden Ölquellen fürs Deutsche Reich. Noch im Jahr 1944, als er seinen ersten Heimaturlaub antritt, glaubt er daran und fährt nach Beutenberge. Die Auflage, den Ort aus Gründen der Volkssicherheit nicht mehr betreten zu dürfen, stammt noch aus der Zeit des Friedens; der Krieg, so entscheidet er für sich, kennt solche Anordnungen nicht.

Von einem Kameraden hat sich Egon ein Motorrad ausgeborgt, eine BMW R75; den Rucksack aus der Erdölsucherzeit mit drei Flaschen Wacholderschnaps gefüllt, hält er am Dorfeingang. Es ist ein warmer Frühherbstabend, er fühlt sich zu Hause, und zugleich ist er aufgeregter wie nie zuvor. Er trinkt einen kräftigen Schluck, und da er trotz vieler Soldatenbesäufnisse nicht viel verträgt, verliert er ein wenig die Kontrolle über seine Wutzner-Beine. Leicht torkelnd geht er auf das Lebensmittelgeschäft zu, in dem Elfriede Schrebritz Zucker- und Mehltüten in Regale sortiert. Fast erstarrt sie, als er in der Tür steht. Ich denke, Sie sind an der Ostfront. – Jetzt bin ich hier. – Desertiert? Mürrisch hört es sich an, hochmütig. Egon spürt Wut in sich aufsteigen: Was heißt hier *desertiert*? Sie antwortet nicht. Ihre Bluse ist bis zum Hals zugeknöpft. Egon nimmt den nächsten Schluck, geht auf sie zu, doch bevor er die Bluse aufreißen kann, ist sie ein Stück zurückgewichen. Du dussliger Kerl, verschwinde. – Warum? – Ich mach mir nichts aus dir. – Warum? – Ich mach mir nichts aus Kerlen. Verschwinde. – Hässliche Ziege, stößt Egon hervor, torkelt aus dem Laden, den Hauptweg entlang, den Talweg hinauf. Edelgard Nickel gräbt Tulpenzwiebeln ein, sieht ihn, stößt einen Seufzer aus vor Freude. Bist du gesund, wie geht es dir? Die kleine rundliche Frau fasst seine Hand, zieht ihn in ihr Häuschen. Wie ein Mädchen, denkt Egon. Ein altes Mädchen. Ich koche für dich, ich

sorge für dich, ruh dich aus, so lange du willst. – Ich ruh mich aus, wenn ich tot bin. – Tot, mein Lieber, bist du noch lange nicht. – Ja, sagt er, packt ihren Kopf mit beiden Händen und küsst sie. Sie fängt an zu zittern, stößt einen Schrei aus, reißt sich von ihm los. Was ist mit dir? Du bist ja betrunken. Ich dachte, du wärst ein anständiger Mensch... Er winkt nur ab, torkelt hinaus. Sieht Lucinde Ihm in ihrer Haustür stehen. Sie bewegt ihren Kopf zum Zeichen, dass er herüberkommen soll.

Sie ist die jüngste unter den drei Frauen; achtunddreißig Jahre alt, klein und dünn, aber mit einem großen, kräftigen Hintern gesegnet, wie Egon findet. Sie sitzen in ihrer Küche, trinken Wacholderschnaps, und Lucinde erläutert ihm, dass sie in Nauen als Putzkraft in einer Schule arbeite und die Kinder dort so nervtötend finde, dass sie hofft, der Führer werde die Ungeheuer bald für seine großen Kriege benötigen, wo aus ihnen vielleicht doch noch anständige Menschen werden. Anständige Menschen, lallt Egon grinsend vor sich hin, worauf Lucinde ihn unvermittelt fragt, wie man denn eigentlich so bescheuert sein könne, im Havelland nach Erdöl zu suchen. Hätte sie mit ihrer Aussage vor Gericht nicht zu seinem Freispruch beigetragen, würde er jetzt aufstehen und sie an der Gurgel packen, auch wenn der Schnaps seine dünnen Beine schon fast lahmgelegt hat. So aber schnappt er sich Lucindes riesige Segelohren, zieht ihr Gesicht zu sich heran und sagt in feierlichem Ton: Ich mach dir... einen Sohn... fürs Vaterland. Niemand würde bei diesen Worten darauf kommen, dass Egon Wutzner noch nie Sex gehabt hat. Er lässt sich, Lucindes Ohren unverändert fest im Griff, mit ihr auf den Küchenboden sinken, hebt ihren Rock, zieht ihren Schlüpfer herunter ...

Wie jedes Mal an dieser Stelle unterbricht Edwin seinen Vortrag, denn was er nun sagen müsste, kann sich jeder selbst denken. Er ist auch kein Meister bestimmter Beschreibungen, also versucht er es besser erst gar nicht. Stattdessen ein Schluck Bier und kräftiges Durchschnaufen. Und weiter geht's: Egon Wutzner steckt die halbvolle Flasche Wacholderschnaps in seinen Rucksack und fährt mit der BMW R75 los. Der entgeisterten Lucinde, die ihm von der Haustür aus hinterherstarrt, ruft er zu, dass er wiederkomme, sobald

der Krieg zu Ende sei, und sein Söhnchen werde den stolzen Namen Wutzner tragen.

Mit Beginn der Dunkelheit hat Egon seine metertiefe Grube erreicht, neben der riesigen Eiche. Wie nach fünf Jahren nicht anders zu erwarten, sind Spitzhacke und Spaten fort. Aber zur Not würde er auch mit bloßen Händen das kräftig gewachsene Gras herausreißen und weitergraben. Er stampft und springt, eine Stunde, zwei Stunden, drei Stunden, doch der Boden vibriert nicht, nicht ein bisschen. Gut, sagt er sich, dann eben nicht. Die Erdölfrage hat sich nach Russland verlagert; noch kann Russland erobert werden, da gibt es keinen Zweifel, da muss man einfach optimistisch bleiben.

Zurück an der Front, trifft ihn am dritten Tag eine Partisanenkugel ins Herz. Egon Wutzner ist, wie es heißt, auf der Stelle tot. In der Brusttasche seiner Uniform findet sich ein Zettel mit der Notiz, dass im Falle seines Ablebens Frau Lucinde Ihm aus der Siedlung Beutenberge im Havelland zu benachrichtigen sei.

Mit dieser Feststellung könnte der selbsternannte Heimatchronist Edwin Kronokiewitschky seine Erzählung beenden, doch die Pointe, wegen der er überhaupt Abend für Abend berichtet, steht noch aus: Als Lucinde vier Wochen später von Egons Tod erfährt, weiß sie bereits, dass sie von ihm schwanger ist. Sie hat mit einigen Männern geschlafen, von keinem ist sie schwanger geworden. Und nun mit achtunddreißig... dass das überhaupt noch geht in dem Alter... Und dann von einem Mann, den sie im Grunde genommen gar nicht kennt. Von einem Verrückten... Wer weiß, was der an Absonderlichkeiten zu vererben hat. Wäre jedenfalls ein Wunder, wenn das Balg nicht noch nervtötender wäre als alle anderen. Keine Frage, es muss weg. Lucinde klettert auf den Küchentisch, springt auf den Fußboden, drei Mal, sechs Mal, zehn Mal... Nichts passiert, zumindest spürt sie nichts. Das soll so sein, Schicksal... Und überhaupt: Ist es nicht so, dass es Unglück und nichts als Unglück bringt, die von einem Toten stammende Frucht abzutreiben?

Lucinde Ihm lebt ihr Leben weiter, als wäre nichts geschehen: Sie fährt mit dem Überlandbus nach Nauen, um in der Schule Reinigungsarbeiten zu verrichten; nachmittags fährt sie heim, hört Blasmusik im Radio, kocht ihr Essen und pflegt den Garten, und als der Krieg zu Ende geht, ist sie hochschwanger. Zwei Monate später

kommt ihr Kind auf die Welt, tatsächlich ein Sohn; Lothar nennt sie ihn. »Mein Freund Lothar Ihm«, betont Edwin. »Der Ihmsche, wie wir ihn nannten, über viele Jahre ...«

Damit macht er einen Punkt; es ist der Punkt, den er jedes Mal macht. Würde ihn jemand fragen, wie er sich fühlt, würde er sagen: Wie ein Lappen, der bis zum letzten Tropfen ausgewrungen ist. Ein paar Bier könnten helfen, den Lappen wieder in Schwung zu bringen. Aber wozu? Lothar Ihm, der Ihmsche... auch er ein Finder des schwarzen Goldes. Aber das ist ein anderes Kapitel, zu viel für einen Abend und zu intim für fremde Menschen. Ach Lothar, könntest du doch hier sein. Oder gäbe es wenigstens die Chance, dich wiederzusehen, mit dir zu sprechen, zu trinken.

Lucy Schröder kassiert die Gäste ab; das Trinkgeld, das reichlich gezahlt wird, steckt sie Edwin in die Brusttasche seines Hemds. Obendrein bekommt er eine Flasche Wurzelpeter. Von ihr aus könnte es auch ein anderer Kräuterlikör aus höherer Preisklasse sein, doch Edwin will nur seine Stammsorte. Das sei eben Tradition. Die brauche der Mensch.

Auch wenn sie am Wahrheitsgehalt seiner Erzählung zweifeln, wichtig ist, dass die Leute ihm zuhören, ihn erleben wollen und das, was er erzählt, zumindest Teile davon, für möglich halten. Außerdem: In welcher Kleinstadt, nicht nur in Brandenburg, sondern im ganzen Osten, gibt es denn noch eine Kneipe, in der solch ein Heimatabend stattfindet? Sonntag für Sonntag, wie ein Monolog im Theater. Lucy ist gewissermaßen die Intendantin; darauf ist sie stolz. Wenn das nicht so wäre, hätte sie mit ihren siebzig Jahren die Kneipe längst verkauft.

Edwin Kronokiewitschky winkt den Gästen hinterher, die *Schröders Wirtsstube* verlassen, ohne ihn mit Fragen oder Bemerkungen belästigt zu haben. Vielleicht gehen sie in eine andere Kneipe, um sich untereinander auszutauschen; hier jedenfalls ist Feierabend.

»Na dann, bis zum nächsten Mal«, verabschiedet sich Edwin von Lucy Schröder, und sie denkt sich wieder einmal, ob er nicht, so klug und fantasievoll wie er reden kann, ein attraktiver Mann wäre, in den man sich unter Umständen sogar verlieben könnte. Aber was heißt hier Umstände? Er ist ein alter Säufer, ein Wrack, dessen Gegenwart einzig und allein darin zu bestehen scheint, dass er einen